

Interkulturelle Kultur: Zwischen kultureller Diversität und Transkulturalität

I.

Als ich vor ein paar Jahren in Los Angeles war, wollte ich unbedingt das dortige Holocaust-Museum sehen, denn es war für die Debatte um die Gestaltung von Museen, die der Shoah gedenken, zu einem Markstein geworden. Es war schwer zu finden, ich fragte verschiedene Leute, die vor den benachbarten Häusern und Villen irgendetwas taten. Die Antwort war meist Achselzucken. Bis bei einem dunkelhäutigen Chauffeur, der sein Auto wusch, die Augen aufblitzen: „Oh You mean „Museum of Tolerance“? Zwei Häuser weiter war dieses Museum. Los Angeles hatte sein Holocaust-Museum umbenannt und umgestaltet in das „Museum der Toleranz“¹. Es gab weiterhin die „Holocaust section“, aber zuerst kam die Amerikanische Menschenrechts-Video-Mauer, dann eine riesige Projektion aktueller Menschenrechtsverletzungen - das war, als ich dort war, Ruanda, und ein Simon-Wiesenthal-Center, das sich unter dem Stichwort „Globalhate.com“ mit Hass im Internet befasste. Verblüfft nahm ich die Besucher wahr, an einem Sonntagnachmittag: Es waren viele Familien mit Kindern - und ganz viele von ihnen „People of Colour“.

II.

In Paris wurde 2007 die *Cité nationale de l'histoire de l'immigration*² eröffnet, als Respektsbezeugung gegenüber der Tatsache, dass die Geschichte der Einwanderung genuiner Bestandteil der Geschichte Frankreichs ist, wie der Staatspräsident verkünden ließ. Die Anerkennung dieser Tatsache erfordere eine symbolische Leistung - und wir wissen, wenn sich die *Grande Nation* an die Errichtung von Symbolen macht, lässt sie sich nicht lumpen: Ein prächtiges Gebäude, das Palais de la Porte Dorée, erbaut 1931 zur Französischen Kolonialausstellung, wurde für den neuen Zweck umgebaut, ohne allerdings seine imperiale Machtausstrahlung, formuliert in Architektur und riesigen Reliefs, zu verbergen. Und man hatte ein Museum auf höchster kulturstaatlicher Ebene geschaffen. Dass Präsident Sarkozy bei der Eröffnung fehlte, wurde ihm negativ angekreidet: So wichtig schien es dann doch nicht. Immerhin bemühten sich Museumsmitarbeiter sehr, Partizipation zu realisieren bzw. nachzuholen, indem private Sammlungen von Migranten und ihren Communities eine große Rolle spielen sollen, die prächtig und mit viel Geld in Szene gesetzt werden. Das Kardinalproblem allerdings war übersehen worden und wurde mit der Eröffnung offenbar: Viele der Migrantengemeinschaften lehnen das Museum als Feigenblatt, für das sie sich benutzt fühlen, a priori ab, weil das Gebäude die Tradition der französischen Kolonialpolitik symbolisiert, diese architektonisch völlig ungebrochen ausstrahlt und damit eine Aufarbeitung der Geschichte zurückweise.

¹ Vgl. www.museumoftolerance.com (zuletzt angesehen am 3.6.2013)

² Vgl. www.histoire-immigration.fr (zuletzt angesehen am 3.6.2013)

III.

Seit ein paar Jahren kürt der Berliner Landesmusikrat – quasi die NGO der Musikorganisationen – jährlich ein eher weniger wahrgenommenes Musikinstrument zum „Instrument des Jahres“ und präsentiert dessen Klangmöglichkeiten in Konzerten aller Art, z.B. in den vergangenen Jahren Posaune, Fagott und Kontrabass. 2013 wird die Bağlama in den Vordergrund gestellt, die türkische Langhalslaute.³ Von türkischen Gastarbeitern und Künstlern nach Deutschland gebracht, ist sie heute das beliebteste Instrument der Deutschen türkischer Herkunft und der Berliner Türken, bei Jugendlichen wie bei Erwachsenen. In der kurdischen Musikkultur eine besondere Rolle spielend ist sie heute weder aus der populären noch aus der Kunstmusik, auch nicht aus der Avantgarde, wegzudenken - und damit auch nicht aus dem Berliner Musikleben. Nur viele Berliner einschließlich der Berliner Kultursociety wissen das nicht. Kulturpolitisch spannend, was sich der Bağlama-Beauftragte Joel Betton, Professor für Gitarre an der UdK, und seine Mitstreiter vorgenommen haben: Wird ein Funke in die fast rein autochthone „Zupfmusik“-Szene, also die Gitarren-, Mandolinen-, Lautenszene überspringen? Werden neue Spielergruppen aus dem nicht-türkischen Umfeld gewonnen? Wird ein transkultureller musikalischer Prozess seinen Weg suchen? Oder wird es eine re-ethnisierende Nischenveranstaltung werden? Ende des Jahres, nach vielen unterschiedlichen Events, wird man mehr wissen, ob es mehr geworden ist als ein gutgemeinter Versuch der interkulturellen Öffnung eines bislang fast rein „abendländisch“ orientierten Verbandes.

IV.

In Vorbereitung der Olympischen Spiele 2012 berief der Bürgermeister von London eine sehr bunte „Task force“ ein: „The Mayor’s Commission on African and Asian Heritage“. Ziel der „Eingreiftruppe“: alle Londoner (städtischen) Museen, Archive und Sammlungen, vom bezirklichen Heimatmuseum bis zum Victoria&Albert-Museum – Museumsgeschichte und -gegenwart sollten neu betrachtet werden. Es ging darum, neue Perspektiven zu setzen, neue Kompetenz in die Erschließung und Vermittlungsarbeit der Museen zu bringen, Bestände neu zu interpretieren, auf die Bewahrung des kulturellen Erbes der Migranten zu achten, das in den Museen - oft völlig unbeachtet - schlummert, die Personalzusammensetzung ebenso wie die Vermittlungsarbeit unter die Lupe zu nehmen. Die Partner dieser Veränderung sind in den ethnischen Communities verankerte Vereine und Gruppierungen, die mit ihrem anderen Blick und ihrer anderen Lebens- und Museumserfahrung die Museen unterstützen und ggf. herausfordern sollen, um sich ihrer Geschichte zu stellen und in einer interkulturellen Gegenwart des Respekts anzukommen: *„Museums that present the culture of the world need to acknowledge the story by which those collections were acquired. An apology for this pain is necessary“*, stellte der Sprecher der Londoner Museen fest⁴. Kritische Aufarbeitung der Vergangenheit: Dies sei der entscheidende Schritt zu einer neuen inklusiven interkulturellen Museumslandschaft;

³ Vgl. www.landesmusikrat-berlin.de (zuletzt angesehen am 24.7.2013)

⁴ Jack Lohman, Director, Museum of London Group (2005), in: The Mayors’s Commission on African and Asian Heritage (Hrg): Delivering shared heritage. London, S. 23

deren Basis sei die Förderung einer besonders auf Teilhabe abzielenden Vermittlungsarbeit und das Anzetteln von Bündnissen zwischen Museen und den „community-based heritage organisations“.

V.

In einem für seine Verhältnisse großen, für Hochkulturinstitutionen winzigen Projekt nahm sich das Kulturamt Neukölln, also „mein Amt“, in der Zeit der Hochkonjunktur der Leitkultur-Diskussion die Leitkulturen der Neuköllner vor. In diesem Bezirk (320 000 Einwohner) leben Menschen aus 165 Nationen, die unterschiedliche Wertvorstellungen haben. Unsere These war: Diese sind es letztendlich, die verantwortlich sind für die nicht wenigen Reibereien vor allem unter Jugendlichen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, sie lösen die berühmten „Critical Incidents“ aus – und sie sind zugleich die Basis für die große reichhaltige Vielfalt, die diesen Bezirk auszeichnet. Wir forschten, und wir ermittelten die top five der Grundwerte: **Respekt, Ehre, Scham, Toleranz und Gehorsam**. Allerdings: Je nach kultureller Herkunft verstand jede Community (und vor allem deren jugendliche Protagonisten) etwas anderes darunter, was besonders bei den Begriffen Ehre und Scham manifest wurde.

Aus dieser Recherche entwickelte sich ein großes Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt⁵, in dem so heftig wie nie davor und nie danach die Neuköllner nicht nur deutscher Herkunft involviert waren – als Akteure und als Besucher. Es waren ihre Themen und ihre Lebensrealität, die ganz oben auf der Agenda standen.

VI.

Die Komische Oper Berlin hat ein neues Verkehrsmittel angeschafft: Den „Opera Dolmuş“. »Dolmuş« (übersetzt: »voll«) ist in der Türkei die Bezeichnung für einen Kleinbus für den informellen Personennahverkehr: Er fährt los, wenn er voll ist. Der mit zwei Sängern, drei Musikern und einem Dramaturgen der Komischen Oper Berlin voll besetzte Bus fährt Begegnungsstätten, Seniorenheime, Migrantenorganisationen oder auch Bildungseinrichtungen in Stadtteilen mit einem besonders hohen Anteil von Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen an. Interessierte Institutionen können sich für einen Besuch durch den Operndolmuş jederzeit bewerben. Ziel des Vorhabens ist es, Menschen in ihren Stadtteilen aufzusuchen und „vor Ort“ Brücken zur Welt der Oper aufzubauen. Und da gibt es Szenen aus Carmen auch mal auf Türkisch, und Liebesschmerz ist überall präsent. Die Oper ist auch nach Verabredung bereit, den Dolmuş zum Transport in die Oper einzusetzen, und dort erwartet die Besucher türkischer Sprache eine besondere Überraschung: Die in die Lehne des Vordermanns eingelassene Untertitel-Projektion präsentiert diese auf Wunsch auch in türkischer Sprache. Mit diesen ersten Schritten und vielen neuen Ideen hat die Komische Oper ihr Projekt „Selam Opera!“ begonnen.⁶

⁵ Ausführliche Beschreibung und Analyse: Kolland, Dorothea: Gute Töchter - Gute Söhne: Auf der Suche nach Neuköllner Leitkulturen. In: Kolland, Dorothea: Werkstatt Stadtkultur. Essen (Klartext) 2012, S. 215 ff

⁶ Weitere Infos: www.komische-oper-berlin.de/oper-entdecken/selam_opera (zuletzt eingesehen am.13.6.2013)

„... die haben ja keine Kultur!“

Durchlässigkeit schaffen für interkulturelle Potenziale

Sechs Möglichkeiten „interkultureller Öffnung“ – es sei dahingestellt, ob sie alle gelungen sind, es sind jedenfalls sechs Modelle, die ernst machen damit, dass die Welt der Kultur weit über die traditionellen Grenzen der abendländischen Kulturlandschaft reichen kann und, wie ich finde, muss. Wenn ich Beispiele aus anderen Bereichen gewählt hätte - z.B. aus dem Bereich Tanz -, so hätten Sie zu Recht eingewandt, dass hier Fragen nach Herkunft und Prägungen längst Geschichte sind, und wenn wir uns dem riesigen Segment der Popkultur widmeten, würden wir in einem Ozean der Globalisierung schwimmen.

An dieser Stelle sind unsere Themen der bürgerliche (Hoch-)Kulturbetrieb und seine Institutionen, die mich – wie Sie ja auch, mehrheitlich – geprägt haben; mit diesem Aufgabencluster kenne mich aus, auch mit seinen Grenzen. Diese löchrig und durchlässig zu machen, ist meine Möglichkeit, gegen Exklusion anzugehen und für mehr Demokratie zu wirken. Und ich wünsche mir sehr, die „Löcher“ für beide Seiten nutzbar zu machen und viele zu Gewinnern werden zu lassen: an oberster Stelle die Kultur als schlummernde Schatztruhe, die ihren Deckel und eigenen Kanon aufsprengt und viele neue Farben gewinnt und schließlich eine andere wird, ohne ihre Traditionen zu vergessen. Sich der Potenziale bewusst werden, sie zu entwickeln und zu nutzen für eine Zukunft, die auf der Klaviatur der Vielfalt der Weltkulturen spielt, die *diversity* versteht als Vielfalt und Differenz: Dies ist mir sehr wichtig; ich träume nicht etwa in den soften Klängen harmonischer Weltmusik; im Austragen der Differenzen, und die können durchaus heftig sein, wie wir das z.B. bei den Neuköllner Leitkulturen erlebt haben, ist die Basis für das gemeinsame Zukunftspotenzial begründet.

Wenn ich hier eingeladen bin, um über Möglichkeiten der stärkeren Beachtung und Realisierung von Interkulturalität in der Baseler Kulturlandschaft nachzudenken, so ist mir schon klar, dass dies grundsätzlich ein anzweifelbares Vorhaben ist, eine „Besserwiserin“ von außen zu holen, und noch dazu jemanden, deren Erfahrungen mit „bunter“ Kultur zwar intensiv ist (die Mehrheit meiner „Kundschaft“ in Neukölln, wo ich 30 Jahre lang arbeitete, war nicht-deutscher Herkunft), aber deren kulturelle wie soziale Basis doch sehr weit voneinander entfernt sind: In Neukölln herrscht bittere Armut, sowohl bei den Kultur-Produzenten und -Rezipienten wie bei den Kultureinrichtungen. Und diese Erfahrung lehrte mich, dass die Realisierung von Teilhabegerechtigkeit und Chancengleichheit oberste Priorität haben muss, dass die Folgen von Armut und Arbeitslosigkeit viel gravierender sind als ethnisch-kulturelle Unterschiede. Die sozialen Zugangsbarrieren – und diese betreffen keineswegs nur die Eintrittspreise – sind viel höher als die ethnischen. Diese werden allerdings oft missachtet, und dann heißt es leichtfertig: „Die haben ja keine Kultur...“. Doch bei allem Reichtum, der in Basel Kultur möglich macht: Die an den Rand Gedrängten gibt es hier auch. Ein Spaziergang durch Kleinbasel in Richtung Kleinhüningen und Gespräche im Stadtteilbüro haben mich dies gelehrt.

Ich habe allerdings schon durch meine kurze Recherche in Basel dazugelernt, dass es hier auch ganz andere Migranten gibt - die im Fachjargon so genannten „Expats“⁷. Natürlich gibt es diese auch in Berlin, aber in der bunten Großstadt wird ihnen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Gerade die Jungen unter ihnen gehen auf in der Masse des internationalen bunten Prekariats, und sie sind höchst bedacht auf das Mitmischen im melting pot der urban culture. Für Basel gilt offenbar – aufgrund erkannter Defizite – viel stärker: Ein Nachdenken über Interkulturalität der Kultur und ihres Publikums hat diese hochqualifizierten, relativ wohlhabenden, mobilen Menschen mit einzuschließen, denn sie haben sich möglicherweise – exkludierend und exkludiert – eigene Gettos geschaffen, weit weg von Basels Kulturlandschaft. Dies erscheint nur schwer tolerabel.

Was wünschen wir?

Eine Kulturlandschaft, die korrespondiert mit der weltweiten Migrationsrealität

Was ist unser Ziel? Wir wünschen uns eine Kulturlandschaft, die sich aus den Schätzen der Weltkulturen speist und die Menschen aller Kulturen dieser Welt anzieht; eine Kulturlandschaft, die offen ist, die von Chancengleichheit und Teilhabe all derer, die es wünschen, geprägt ist. Eine Kulturlandschaft, die der Globalisierung der Welt entspricht, aber möglichst nicht deren Auseinanderfallen in arm und reich oder in fundamentalistische Antagonismen nachvollzieht. Wir wollen eine Kulturlandschaft, die korrespondiert mit der weltweiten Migrationsrealität und die möglichst nicht hinter die Politik zurückfällt, die vom „betreuten Ausländer“ zum gleichberechtigten Bürger gelangt ist; die von zeitweiser „Gastarbeiter-Assimilation“ bei einer weltweiten Super-Diversity angekommen ist, bei der es nicht mehr um Communities geht, die als ethnische Gruppe von A nach B kommen (und vielleicht zurückgehen), sondern um Individuen, die von A nach F über E, D, B, A, C kommen und vielfach geprägt sind – jedes anders. Wir wünschen eine „kultursensible“ Kulturlandschaft, die in ihrer Vielfalt der Vielfalt der sie nutzenden Menschen entspricht. In Deutschland wie in der Schweiz⁸ war es als erster der Gesundheitsbereich, der ernsthaft darüber nachdachte, seine Haltung und Kompetenz dieser Vielfalt entsprechend zu entwickeln. Der Kulturbereich schien dies sehr lange nicht nötig zu haben, weil er dieses Defizit lange nicht bemerkte. Hochkultur funktioniert mit so vielen Exklusionen, da kam es auf die auch nicht mehr an. Außerdem: „Diese Ausländer haben ja gar keine Kultur, also brauchen wir uns auch nicht zu kümmern“. In Deutschland hieb massiv erst die Kulturenquete von 2007 des Deutschen Bundestages⁹ auf diese Arroganz ein.

⁷ Vgl. pro und kontra in der Baseler „Tageswoche“:
http://www.tageswoche.ch/de/2013_11/debatte/?stage=2

⁸ Ein Beispiel: Mosimann, Heidi (Informationsstelle für Ausländerinnen und Ausländerfragen): Interkulturelle Öffnung oder Managing Diversity? Oder beides? Bern, 2008.
www.isabern.ch/upload/pdf/Referat_HM_11.11.08.pdf, zuletzt geprüft am 25.7. 2013

⁹ Deutscher Bundestag (Hg.) (2007): Kultur in Deutschland. Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland. Regensburg, S. 213. Online verfügbar unter
<http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/070/1607000.pdf>, zuletzt geprüft am 25.7.2013.

Die politischen Rahmenbedingungen sind längst festgelegt: Seit 2000 gilt für die EU mit den Beschlüssen von Lissabon als oberstes Prinzip für die Garantie demokratischer Rechte das Prinzip der Chancengleichheit, das Teilhabe aller ermöglichen soll. Diese Beschlüsse lassen vornehmlich auf vorhandene Defizite achten. Gleichzeitig gilt die europäische Antidiskriminierungsrichtlinie, orientiert an der UNO-Menschenrechtskonvention, die jedem Menschen Anspruch auf die hiermit garantierten Menschenrechte und Freiheiten zuspricht, ohne irgendeine Unterscheidung etwa nach Rasse, Farbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer und sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, nach Eigentum, Geburt oder sonstigen Umständen. Diese Position setzt an dem Bewusstsein an, auch als Minderheit Rechte zu haben. Ich vermute, dass dieses Bewusstsein in der Schweiz sehr ausgeprägt ist, wollen doch die verschiedenen Schweizer Volksgruppen im Prinzip miteinander klarkommen. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass in der Schweiz seit Jahrhunderten innerschweizerisches „interkulturelles Mainstreaming“ inklusive interkultureller Mediation betrieben wird; gewisse Gerüchte über Kirchturmdenken und -verhalten können doch eigentlich nur aus der Luft gegriffen sein.

Beide Positionen, die Defizit- wie die Menschenrechtslinie, sind die politische und rechtliche Basis für das, was sich jetzt immer stärker als Aufgabe für Verwaltungen und Körperschaften stellt: Das „interkulturelle Mainstreaming“ oder „interkulturelle Öffnung“, in einigen Fällen bereits zu Verordnungsrang erhoben, wie z.B. in Deutschland durch Integrationspläne auf Bundesebene¹⁰ wie auf der einiger Länder und Kommunen. Berlin hat auch einen solchen Plan, der sich vor allem auf Personalfragen konzentriert¹¹. „Interkulturelle Öffnung“ ist durchaus verwandt mit „Barrierefreiheit“, die wir aus der Diskussion um Teilhabe von Behinderten kennen: Sprachliche und religiöse Differenzen können zu Unvereinbarkeiten und Unverständlichkeit führen, die Exklusion zur Folge haben. Natürlich haben wir uns mit diesen ethnisch-kulturell begründeten Schranken zu befassen, die Teilhabe verbieten, und müssen z.B. viel in Sprachvermittlung investieren, ebenso wie mit den sozialen Barrieren, deren Abbau wir nicht alleine Sozialpolitikern zuschieben dürfen, ohne uns selbst einzumischen, denn wir als Kulturleute (als Produzenten wie unsere Rezipienten) sind davon betroffen.

Verzeihen Sie, dass ich Sie mit diesen politischen und rechtlichen Fragen möglicherweise gelangweilt habe; natürlich gilt es sie zu bedenken. Über tatsächliche Schritte in Richtung interkulturelle Kulturlandschaft wird noch zu sprechen sein.

¹⁰ <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/07/Anlage/2007-07-12-nationaler-integrationsplan-kurzfassung.pdf>, zuletzt geprüft am 25.7.2013

¹¹ Er ist begleitet von dem interessanten Aktionsplan „Vielfalt fördern - Zusammenhalt stärken“. Die Konzepte unter die Lupe genommen haben Hunger, Uwe und Metzger, Stefan: Interkulturelle Öffnung auf dem Prüfstand. Berlin: LIT (2013)

Differenzen sind keine Last, sondern bergen Chancen zur Lust, die aus Vielfalt entsteht.

Natürlich sind diese nationalen Programme wichtig und eine Errungenschaft, dennoch ist mir ist grundsätzlich eine andere Dimension wichtiger, gibt es doch viele Möglichkeiten, Pflichten und Verordnungen durch Hintertürchen zu umgehen, wenn man sie als bürokratisch, unwichtig, lästig oder gar falsch empfindet. Dies zu wissen lehrte mich 30 Jahre Arbeit in einer öffentlichen Verwaltung. Wenn ich allerdings davon überzeugt bin, dass meine Arbeit von einer anderen Einstellung, von anderen Methoden, anderen Strategien profitiert, wenn ich neue Potenziale erkenne, dann werde ich dies ermöglichen – auch ohne Verordnung. Dann will ich Wege finden und/oder entwickeln, sie zu realisieren, auch entgegen bisherigen Gepflogenheiten, vielleicht auch gegen geltende Verordnungen: Es gibt fast immer Möglichkeiten, Ausnahmen zu begründen.

Mir geht es um einen mentalen Paradigmenwechsel: Kulturelle Differenzen sind keine Defizite, auch wenn sie auf den ersten Blick so erscheinen mögen, und die Menschen, die sie als Eigenschaft und Erbe in das Leben unserer Städte und Länder einbringen, sind nicht defizitär, sie sind einfach anders. Differenzen sind keine Last, sondern bergen – auch wenn es manche Nuss der Fremdheit zu knacken gilt – Chancen zur Lust und neuem Reichtum, der aus Vielfalt entsteht.

Die Chancen und Potenziale von kultureller Vielfalt für Kunst und kulturelles Leben sind nicht schwer wahrzunehmen, insbesondere wenn wir uns in das Feld der Avantgardekunst begeben. Es sind die unterschiedlichsten kulturellen Erfahrungen, die Innovation vorantreiben – sei dies im Bereich von visueller, performativer oder akustischer Kunst, im Bereich der Körpersprache und Bewegung oder der Architektur. Künstler lassen sich durch die Welt treiben – und sie berühren dabei manchmal auch Basel wie Neukölln, wie Ping Qiu, eine Neukölln-basierte chinesische Künstlerin, die gerade im St. Alban Tal ihre Seerosen schwimmen lässt. Und die „Art Basel“ nutzt deren globale Profitträchtigkeit.

Dennoch ist der Kulturbetrieb zögerlich, wenn es um die Erkenntnis der Potenziale kultureller Vielfalt geht. Hier ist uns die Wirtschaft weit überlegen mit ihren Überlegungen zu Diversity Management. In einem einschlägigen Magazin der Süddeutschen Zeitung war zu lesen: „ ‚Diversity‘ heißt die Kultur, die angesichts globaler Märkte und einer kritischen demografischen Entwicklung auf ein neues Denken setzt: Vielfalt in Alter und Geschlecht, Herkunft und kulturellen Sichtweisen können eine Bereicherung sein. Es gilt, diese nicht nur zu tolerieren, sondern auch wertzuschätzen.“¹² Hinter einem solchen Commitment stecken die geballten Erfahrungen international agierender Konzerne, die wissen, dass sie nur dann global erfolgreich sein, das heißt Geld verdienen können, wenn ihr Unternehmen über interkulturelle Kompetenz und entsprechende Umsetzungs- und Entwicklungsstrategien verfügt. Sie haben die gewinnträchtige bessere Nutzung der

¹² Vielfalt erleben. Das Magazin für Diversity Management 1/2009. Eine Verlagsbeilage in der Süddeutschen Zeitung, Hg.: Daimler, E.ON, Henkel, MacDonald's, PricewaterhouseCoopers, S. 18

„human resources“ in ihr Personalmanagementkonzept aufgenommen. Aber selbstverständlich geht es ihnen primär um das „Humankapital“ und nicht um tatsächliche Gleichstellung; allzu viel Diversity muss auch nicht sein. Es ist dies ein sehr markantes Feld, wo eine Unternehmensstrategie „output“- , aber nicht „outcome“-orientiert eingesetzt wird: Es geht um ein Arbeitsergebnis im Sinne von Arbeitsleistung, nicht um ein Ergebnis im Sinne von Auswirkung oder Konsequenz für die gesellschaftliche Kultur. Das ist der Kontext, in dem sich die schon genannten „Expats“ bewegen, also auch das Baseler potenzielle internationale Publikum.

Von Assimilation zu Transkulturalität, von Identität als Migrantengemeinschaft bis hin zu Superdiversity, von Multikulturalität bis zur Diversity-Strategie.

Gestatten Sie einen weiteren kleinen Ausflug ins Definitivische: Wir müssen uns festlegen, über was wir reden, und welche Begriffe wir verwenden für die gesellschaftlichen Prozesse, in denen sich die Schweiz, Deutschland, viele weitere europäische Länder befinden. Dies ist viel schwieriger als getan und doch wichtig, weil an den Begriffen Geschichte und Bedeutung hängen. Das Spektrum reicht von Assimilation bis Transkulturalität, von Identität als Migrantengemeinschaft bis hin zu der bereits genannten Superdiversity, von Multikulturalität bis zur Diversity-Strategie. Grob verkürzt geht es in den definitivischen Debatten, die aber deshalb so wichtig sind, weil sie konkretes politisches Handeln beschreiben und bestimmen, immer um das Verhältnis zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“, um dessen Abgrenzung voneinander, um den Schaden, den diese Abgrenzung auslösen kann, um den Schaden, den das Verwischen der Differenzen anrichtet, um das Erkennen des Eigenen im Fremden und des Fremden im Eigenen, und um das mögliche sukzessive Verschwinden dieser Unterscheidung.

Gesellschaftspolitisch gewendet: Geht es um Integration als politische Leitlinie – und das heißt in der bisherigen Praxis: Integration des Fremden in das bisherige Werte- und Politiksystem? Diese funktionierte in aller Regel (wenn sie ‚funktionierte‘!) wie eine Einbahnstraße: Integration ist gelungen, wenn das Fremde abgeschliffen ist.

Oder bleibt Respekt vor dem Unterschied: Ist die Mehrheitsgesellschaft bereit, sich auf die Minderheit, die aufgenommen werden soll – und die Aufnahme soll ja nach allen Regeln der Gleichbehandlung erfolgen – , auch einzulassen und Werte, Leitkulturen, Traditionen, Verhaltensweisen der Fremden mit zu übernehmen? Welche Grundwerte sind so konstituierend, dass sie für alle, gleichgültig welcher kultureller Herkunft, im gemeinsamen Leben verbindlich sind? Welcher Spielraum bleibt für die Differenzen?

In bestimmten Fragen sehen Europäer wohl keinen Spielraum, was z.B. die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder bestimmte Ehrencodices (Ehrenmord!) anbelangt, die für europäische Kultur sicher nicht verhandelbar sind. Die Auseinandersetzung mit Prinzipien der Scharia, die in manchen arabischen Communities unserer Städte durchaus Beachtung und Berücksichtigung finden, oder

die Debatten um weltweite Geltung der Menschenrechte (und wenn ja, welcher?) lassen die Komplexität dieser Herausforderung ahnen.

Ist es nicht gerade das kulturelle Leben, das die dringend erforderlichen Spielräume ermöglicht? Das die Bewahrung des Eigenen im Fremden möglich macht? Es ist ja der Nährboden für kulturelle Lebendigkeit und Innovation, wenn Verschiedenartigkeiten, wenn Differenzen, wenn unterschiedliche Positionen aufeinanderstoßen, dabei Konflikte durchaus nicht meidend. Mit dem Konzept der kulturellen Vielfalt als Leitidee steht ein ganz anderes Modell zur Debatte: Nicht um Ineinanderaufgehen geht es, wie bei Integration, sondern um Diversity. Und wenn wir diesen Begriff richtig in unsere Sprache übersetzen, so müssen wir das mit zwei Begriffen tun, wenn wir das ausdrücken wollen, was die Unesco mit ihrer „Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ versuchte¹³: Diversity bedeutet Vielfalt **u n d** Differenz, nicht um deren Ausblenden, so wie es naiver Multi-Kulti-Seligkeit vorgeworfen wurde.¹⁴

An diesem Punkt geht es keineswegs um eine nur theoretische Debatte; denn sie hat konkrete Konsequenzen z. B. für Kulturförderung als wesentlichem Teil von kulturpolitischem Handeln: Fördern wir kulturelle Aktivitäten von Communities, die mit ihren Aktivitäten ihre traditionellen kulturellen Besonderheiten pflegen und bewahren wollen und sich damit ihr Eigenes, uns Fremdes bewahren, was manche mit dem Etikett „Reethnisierung“ versehen? Oder fördern wir nur – und dazu hatte sich der Berliner Migrationsbeauftragte entschlossen –, wenn gemeinsame Aktivitäten verschiedener Kulturen ermöglicht werden sollen? Und damit dem Afghanische Kulturzentrum seine Basis entzog, das seine Aufgabe darin sieht und hinreichend damit zu tun hatte, die verschiedenen afghanischen Ethnien über viele Jahre (und viele Kriege!) zu friedlichen Begegnungen zu führen und das hervorragende Flüchtlings- und Kulturarbeit machte,?

Um einen persönlichen Strich unter die Aufgabe der Definition zu ziehen und eine lange, lange und oft unfruchtbare Diskussion damit rabiät zu abzukürzen: Ich möchte von „**Interkultureller Kultur**“ sprechen, die Kulturpolitik und Kulturarbeit meint, die auf der Basis von Chancengleichheit und Achtung auf Teilhabegerechtigkeit Kultur unterschiedlichster Herkünfte und Ausprägungen möglich macht und für deren Dialog – deshalb ist das „Inter“ wichtig – eine Plattform und Ressourcen bereitstellt. Ich greife dabei Elemente des Konzepts der Integration auf, insbesondere das des Primats der Chancengleichheit, und zugleich halte ich kulturelle Konzepte ohne die Fruchtbarkeit der Debatte, den Zündstoff der Vielfalt für rückwärtsgewandt. Die Bestimmung von Kulturarbeit kann sich nicht damit begnügen, wertekonservierend das Existierende zu bewahren, sondern muss neue Pfade suchen, neue Räume erobern.

¹³ UNESCO heute. Zeitschrift der Deutschen UNESCO-Kommission. Ausgabe 1-2, sonn2 ? , S.2

¹⁴ Zur Vertiefung: Kolland, Dorothea: Diversity - Balanceakt zwischen Vielfalt und Differenz. In: Kolland, Dorothea: Werkstatt Stadtkultur, a.a.O., S.231 ff

Kompetenz der Weltbürger: Summe der Erlebnisse und Erfahrungen

Ich sprach von Potenzialen, die Kultur- und Gesellschaftspolitik gewinnt, wenn sie die Vielfalt von Migration nicht nur als Belastung, sondern als Chance wahrnimmt. Können sie greifbar gemacht werden?

Zur 650-Jahr-Feier meines Bezugspunktes Neukölln, der von außen oft als hot spot von Elend, Kriminalität und Armut wahrgenommen wird, weil die Medien ihm vorurteilshaft und oberflächlich dieses Image verpasst haben – kräftig dabei unterstützt von dessen Bürgermeister Heinz Buschkowsky, der gern über das Unglück herzieht, das mit der Migration über sein glückliches Neukölln herabgestürzt sei – , erarbeiteten wir ein Projekt, das genau diese Potenziale sichtbar machte: Die „Neuköllner Weltbürger“. Mit der Idee des „Weltbürger-Projekts“ wurden nicht 650 Jahre vergangene Jahre Geschichte dargestellt, sondern versucht, die Weltgeschichte als Summe des Erlebten derer zu betrachten, die diese, heute in Neukölln lebend, nach Neukölln mitbrachten, damit die Erlebnisse und Erfahrungen derer bereichernd, ergänzend und kontrastierend, die hier schon länger leben. Mit diesen Erfahrungen, Kompetenzen und manchmal auch traumatischen Erfahrungen prägen sie alle, die Autochthonen wie die Allochthonen, die neue Identität Neuköllns heute.

Die Erfahrungen sind nicht nur vielfältig, sie sind auch widersprüchlich und haben viele Facetten. Gleiche historische Ereignisse können rund um den Globus sehr unterschiedliche Erfahrungen auslösen – wie etwa der Vietnamkrieg, der bei vielen US-Amerikanern, Nord- und Südvietnamesen (oder Schweizern) unterschiedliche Sichtweisen auslöste und konträre Wertungen erfuhr, oder der Mauerfall, der für West- und Ostberliner sehr unterschiedliche Bedeutungen hatte – ganz zu schweigen von den Arbeitsmigranten aus der Türkei oder aus Angola. Diese Erfahrungen – und viele andere! – stoßen in Neukölln aufeinander, nicht immer konfliktfrei. Sie bringen aber auch Kompetenz und Konfliktfähigkeit unserem Bezirk, denn sie mussten bewältigt werden - und diese Bewältigung bedeutet Kompetenzgewinn. Zur Erinnerung: Neukölln mit seinen mehr als 160 Nationalitäten ist von Diversität geprägt. Und Diversität bedeutet Vielfalt u n d Differenz, besagt also nicht Konfliktfreiheit, aber Vielfältigkeit und ist somit ein großes Erfahrungsfeld für interkulturelle Kompetenz.¹⁵

Interkulturelle Kompetenz: Fähigkeit zur Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation

Psychologen, Pädagogen und Soziologen befassen sich zunehmend mit diesem Zauberwort, gerade wenn es um Zukunft geht und um die heute jungen Menschen, die sie einst bestimmen werden. Die interkulturelle Kompetenz spielt dabei eine große, hoffnungserfüllte Rolle: Jugendliche der 2. und 3. Migrantengeneration „erweisen sich als kreative Schöpfer von Lebenskonzepten, die

¹⁵ Vgl. Kolland, Dorothea: Konstituierung von Zukunft: Die „Weltbürger“. In: Kolland, Dorothea: Werkstatt Stadtkultur, S. 299 ff

die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden“, beschreibt der Sozialpsychologe Heiner Keupp diese wichtige Lebensphase¹⁶. Navid Kermani, iranischer Deutscher und einer der provokanten Vordenker, nennt diese interkulturelle Kompetenz „die Fähigkeit, Konflikte zu führen, und zwar gelassen, nüchtern und pragmatisch“.¹⁷

Jeder hat selbst diese Potenziale erahnt, wenn er an den Kompetenzgewinn denkt, den Erfahrungen in anderen sozialen Kontexten und Kulturen mit sich bringen, beginnend allein schon mit dem möglichen Kompetenzgewinn durch Reisen: Gewinn an Wissen, an Schärfung der Wahrnehmung, an neuen Perspektiven, an sozialen Erfahrungen im Umgang mit anderen Menschen, Erkenntnis eigener Möglichkeiten, aber auch Grenzen. Die konkreter und präziser werdende Forschung über „interkulturelle Kompetenz“ -- hervorzuheben ist die amerikanische Forscherin Darla Deardorff, die über die Bertelsmann-Stiftung auch in Europa bekannt wurde -- entwickelte folgende Erkenntnis: Es geht nicht nur um Wissen, sondern um ein relativ kompliziertes Beziehungsgefüge: „Vielmehr sind Kernelemente eines umfassenden kulturellen Wissens je nach interkulturellem Kontext das Verstehen fremder Weltansichten, ein Verständnis für die historische bzw. religiöse Begründung von Normen, Werten und Lebensweisen sowie das soziolinguistische Bewusstsein für das Verhältnis von Sprache und Bedeutung in der Kommunikation“¹⁸ (Deardorff). Kompetenzen sind weniger eng auf Anforderungen von Berufen, Fähigkeiten oder Tätigkeiten bezogen, sondern auf allgemeine Dispositionen von Menschen zur Bewältigung bestimmter lebensweltlicher Anforderungen. Dazu zählt die menschliche Fähigkeit zur Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation.

Kulturelle Praxis in all ihren Schattierungen -- ob Produktion oder Präsentation -- ist Kernbereich dieser gesellschaftlichen Kommunikation. Die Teilhabe fordert das Einlassen auf fremde Weltansichten, ja sie ermöglicht sogar deren „Einübung“, verarbeitet doch Kunst wesentlich öfter, als dies gemeinhin vordergründig zu erkennen und allgemein bewusst ist, genau diese Grenzerfahrungen und -überschreitungen. Interkulturell kompetente Künstler forderten und fordern ihr Publikum, interkulturell kompetentes Publikum begegnet den Grenzerprobungen und -kollisionen mit größerer Gelassenheit als diejenigen, die nur die Weltansichten ihrer engen sozial-kulturellen Herkunft und Umgebung gewohnt sind: Welterfahrung schafft Kompetenz.

Sie schafft jedoch nicht zwingend soziale Kommunikationskompetenz und Neugier, wie Erfahrungen mit den sogenannten „Expats“ zeigen, die mittlerweile auch zum Forschungsgegenstand geworden sind. Die mit dem Bologna-Prozess geförderte Internationalisierung des Studiums fordert eine bessere Prognose und Evaluierung eines erfolgreichen Studierens und Arbeitens in einer anderen Kultur --

¹⁶ Keupp, Heiner: Engagement und Teilhabe als Ressourcen der Identitätsgewinnung in spätmodernen Gesellschaften. www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_hessen_08.pdf (letzter Aufruf am 12.6.2013)

¹⁷ Navid Kermani, zit. in der Süddeutschen Zeitung vom 29.5.2009, S 12

¹⁸ Vgl. Deardorff, Karla: Interkulturelle Kompetenz -- Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts. Thesenpapier der Bertelsmann Stiftung, S. 9. http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_17145_17146_2.pdf (letzter Aufruf am 27.7.2013)

und auch die Frage danach, was für wen erfolgreich ist. In den Fokus dieser neuen Meta-Disziplin sind auch die Expats geraten, inzwischen selbstverständlicher Teil der Belegschaft multinational aufgestellter Konzerne mit hoher fachwissenschaftlicher oder -technischer Erwartung. Das Interesse reicht aber meist nur bis an die Konzern- oder Universitätsgrenzen und fragt nach der Effektivität des Auslandsarbeits- oder Studienplatzes. Neben die Evaluierung der fachlichen und methodischen Fertigkeiten, Fähigkeiten und Qualifikationen mit ihrer Bedeutung für die Beschäftigungsbefähigung beginnt aber ganz vorsichtig die Frage nach der „interkulturellen Kompetenzbiografie“¹⁹ als Ausdruck der Persönlichkeitsentwicklung zu treten -- und die Frage danach, wie diese sein könnte / worin diese bestehen könnte.

Es führt hier zu weit, diesen Punkt ausführlich zu erörtern. Ein Befund erscheint mir aber unter dem Aspekt der möglichen In- oder Exklusion vom kulturellen Leben des zeitweisen Gastlandes spannend: Für gelingende interkulturelle Kontakte scheint es – nach dem Dortmunder Forscher Werner Pelzer, dessen Spezialgebiet trans- und interkulturelle Kompetenzen sind –, deshalb „unentbehrlich, die ‚Erdung‘ durch leibliche Kommunikation in einbettenden und explikationsfähigen Situationen festzuhalten als den Gegenpol zu griffigen, den relevanten Sachverhaltskern fixierenden Konstellationen. Die meisten Autoren, die sich in der Vergangenheit mit dem Thema der interkulturellen Kommunikation beschäftigten, haben aus verständlichen Gründen das reflexartige Beharren auf dem Vertrauten und Üblichen und die Abwehr des Ungewohnten und Fremden der Kritik unterzogen, weil diese Einstellung als Ursache von Fremdenfeindlichkeit und Überheblichkeit ausgemacht worden war.

Inzwischen ist aber von anderer Seite eine nicht weniger bedrohliche Entwicklung zu verzeichnen: die Attitüde einer vagabundierenden, weitgehend bindungslosen und bindungsunfähigen Managerklasse, die gleichsam auf den Verbindungslinien eines weltweit gespannten Netzes der Konstellationen surft, das keinen Ursprung und kein Ziel hat und von jedem Punkt aus konstruierend variiert werden kann. Diese alle Länder einbeziehende neue Klasse emanzipiert sich zunehmend von der Fähigkeit, sich von etwas so betreffen zu lassen, dass es zu einer Auseinandersetzung mit dem Neuen und Überraschenden kommt, die Spuren in der Subjektivität hinterlässt. Mit der Überzeugung, die Fassung zu lockern bzw. sie zu verlieren, sei „un-cool“, verhärtet sich die Grenze zwischen persönlicher Eigenwelt und persönlicher Fremdwelt.“²⁰

Möglicherweise sind diese Beobachtungen auch an einem Teil der Baseler Expats zu verifizieren, wie aus der Debatte über die schwierige Kommunikation bzw. die divergierenden Erwartungshaltungen zwischen den Alt--Baselern und den „Expats“ entnommen werden könnte. Diese Debatte gilt es in der Kulturlandschaft zu beginnen und vertieft zu führen.

¹⁹ Vgl. Werner Müller-Pelzer und seine Untersuchungen zu Evaluation von transkulturellen und interkulturellen Kompetenzen. <http://www.yumpu.com/de/document/view/5723078/evaluation-von-transkulturellen-und-interkulturellen-kompetenzen> (2009). Letzter Aufruf: 27.7. 2013

²⁰ Ebd S. 10

Und wo bleibt das Eigene?

An dieser Stelle möchte ich mich auf ein ganz anderes Glatteis begeben, das aber mit dieser Debatte verbunden ist: Ich weiß, dass viele, die diese Aufforderung der Öffnung in die Fremde, in das Fremde vernehmen, sich im Stillen oder auch laut fragen: Und wo bleibt das Eigene? Wo bleibt unsere Tradition, das kulturelle Erbe unserer Region, unseres Landes, unserer Heimat?

Es kann selbstverständlich nicht nur darum gehen, das Andere zu achten, sondern auch darum, das Eigene zu kennen. Im Sinne von Diversity als Differenz ist Basiswissen über die eigenen ästhetischen Systeme wichtig. So wie in Berlin Koreaner sehr bemüht sind, ihren Kindern die spezifischen koreanischen Trommelklang- und -rhythmusmuster zu vermitteln, so bestehe ich als (mittel-)europäisch geprägte Musikwissenschaftlerin und -liebhaberin in allen bildungspolitischen Diskussionen darauf, dass europäische Kinder etwas von europäischen Tonsystemen, Mehrstimmigkeit und Klangwelten gehört haben müssen: Der Erkenntnisgewinn der Differenz ist nur möglich, wenn das eigene System bekannt ist. Die Möglichkeit, in deutschen Schulen – ich hoffe, in der Schweiz ist das ganz anders – auch nur ein erträgliches Mindestmaß an kultureller Bildung und ästhetischer Erziehung, die eigene Kultur betreffend (von anderen gar nicht mehr zu reden) zu realisieren, ist aufgrund anderer Schwerpunktsetzungen – siehe Pisa! – gefährdet, schöne punktuelle Projekte kultureller Bildung ändern daran nur wenig.

Als Beispiel eine Konzertsituation in der Berliner Philharmonie: Der indische Dirigent Lior Shambadal, der in einem Konzert in Berlin das Publikum animieren wollte, gemeinsam Mozart-Kanons zu singen, scheiterte. Noten von zwei Mozart-Kanons auf die Texte ›Leck mir den Arsch fein recht schon sauber‹ und ›Bona nox! bist a rechta Ox‹ wurden ausgegeben mit der Bitte an das Publikum, mitzusingen. Es versagte jämmerlich, ja auf Shambadals Frage, wer überhaupt Noten lesen könne, meldete sich kaum ein halbes Dutzend. „Die Chinesen“, sagte Shambadal tadelnd (...), „hätten das vom Blatt singen können.“²¹

Ich gehöre zu den Verteidigern des 3-Sparten-Theaters, ich bin dafür, es in die Liste des immateriellen Weltkulturerbes aufzunehmen. Selbstverständlich muss europäische (und für mich als Deutsche) deutschsprachige Kunsttradition in den entsprechend staatlich finanzierten Kultur- und Bildungsinstitutionen ihren Platz haben, und zwar auf einem möglichst hohen qualitativen Level. Dies gilt durchaus auch für populäre Kultur, etwa für Volksmusik und -theater. Manchmal schaue ich – als geflohene Bayerin – nachts neidisch Bayern 3 im Fernsehen, wenn dort Volksmusikexperimente gemacht werden, wenn junge Leute sich in neu verstandener und -angefasster Blasmusik versuchen. Das hat nichts mit Florian Silbereisen oder Maria & Margot Hellwich zu tun, sondern mit Kompetenz und Neugier auf musikalische Traditionen, die gar nicht abgenutzt klingen.

²¹ Berliner Zeitung, 2.1. 2006

Ob allerdings alle Gewohnheiten und Riten unseres dominierenden bürgerlichen Hochkultur-Lebens so und nicht anders Bestand haben müssen, ist zu hinterfragen. Ob die feierlich-ernste, andächtige Haltung, in die wir in Konzerten einzunehmen haben, dieses nicht Flüstern, Rascheln, Husten dürfen (es sei denn wir lassen uns auf bitterböse Blicke ein), oder ob die Riten einer Vernissage immer und ewig Bestand haben sollten, das gilt es wohl zu überdenken. Sie tragen erhebliche Verantwortung an dem rituell exkludierenden Charakter dieser Ereignisse, wesentlich mehr als die Potenziale der Kunst, um die es gehen soll. Der Kulturosoziologe Mark Terkissides beschrieb sehr anschaulich einen Theaterbesuch mit seinem aus Griechenland stammenden Vater, der sich -- obwohl er das Bühnengeschehen durchaus akzeptabel fand -- total eingezwängt und festgenagelt fand: Nicht einmal ein Glas Wein habe er trinken können! (Übrigens -- vor 120 Jahren trank man in der Mehrzahl der Konzerte der Berliner Philharmoniker noch seinen Wein oder sein Bier).

Es geht auch anders: Erfolgreich praktizieren die Berliner Philharmoniker ihre „Lunchkonzerte“, immer dienstags bei freiem Eintritt, mit Möglichkeit eines Imbiss (während des Konzerts!) für die Business-Klasse des Potsdamer Platzes; das Deutsche Sinfonie Orchester (DSO) erfand die „Casual Concerts“: Der Dresscode ist „casual“ bei Publikum und Orchester. Casual Concerts beginnen später und bieten eine gute Stunde Musikgenuss, Plätze sind nicht nummeriert. Sie werden vom Dirigenten nicht nur musikalisch geleitet, sondern auch ebenso unterhaltsam wie informativ moderiert.

Beide Konzertformen beschenken den Orchestern ein neues Publikum, nämlich gerade die Business people, die abends keine Zeit haben oder eher zum Fitness Studio gehen. Hier hat es sich gelohnt, die gewachsenen und gehüteten Traditionen zu überdenken und ein anderes Publikum im Auge zu haben. Dies ist ein erster Schritt zur Öffnung, wenn auch ein kleiner innerhalb der eigenen Klasse. Das Öffnen der Türen und das Ändern von Riten ist noch keine hinreichende Bedingung für die „interkulturelle Öffnung“, um die es uns hier geht. Ein viel weitergehender Schritt wäre das Verlassen der heil'gen Hallen dorthin, wo Menschen leben und ihre Freizeit verbringen, die nicht zur „Kundschaft“ gehören. Wer je ein Konzert des San Francisco Philharmonic Orchestra im Mission Park in San Francisco vor Tausenden von ungemein bunt gemischten Menschen erlebt hat, die allesamt konzentriert zuhören, picknicken und träumen (trotz spielender Kindern und streunender Hunden), bekommt eine neue Vision von „Kultur für alle“. Seit vielen Jahren gibt es mitten in Nord-Neukölln, in dem im Kiez sehr geliebten Körnerpark, an jedem Sommersonntag um 18:00 ein Konzert „umsonst und draußen“: Die Musik ist ebenso vielfältig wie das Publikum. Bei kaum einer anderen Veranstaltung hatte ich so sehr das Gefühl, tatsächlich ins Herz der Neuköllner in ihrer Diversity vorgestoßen zu sein.

**Nicht (nur) Verordnungen, sondern (auch) eine stille Kosten--Nutzen--
Erwägung löst Paradigmen- und Strategiewechsel sowie Veränderungen aus.**

Welchen Weg sollen wir wohin einschlagen? Wollen wir uns *political correct* verhalten und Vorgaben und Verordnungen erfüllen? Sicher, manchmal muss man dies, gerade innerhalb des Öffentlichen Dienstes. Aber allein dieser Gehorsam führt nicht weit, auch wenn manchmal ein gewisser Zwang wie eine Quotenregelung zwar lästig, aber voranbringend ist.

Mindestens ebenso wichtig ist die Einsicht und die Überzeugung, dass es nicht um Verzicht oder Opfer, sondern um Zugewinn, um ein Surplus für alle Seiten geht, dass uns Potenziale der Diversity zur Verfügung stehen, die erschlossen und genutzt werden können, und von deren Öffnung alle Seiten profitieren. Ich bin überzeugt, dass vor allem eine geheime stille Kosten-Nutzen-Erwägung tatsächlich Paradigmenwechsel, neue Strategien und Veränderungen der Einstellung auslöst. Welche Erfahrungen vorliegen, welche Möglichkeiten zu finden sind, wird uns später ganz pragmatisch beschäftigen.

Hier möchte ich zunächst einige grundsätzliche Fragen ansprechen und vor allem auf einen wichtigen konzeptionell-gesellschaftspolitisch relevanten Diskurs zu sprechen kommen, der die einschlägigen auch wissenschaftlichen Debatten beschäftigt:

Etwas holzschnittartig formuliert stehen sich bei denen, die nicht mehr von dem lange Zeit dominierenden Konzept der Assimilation, der Anpassung an das Gastland und an seine Leitkultur ausgehen, also bei denen, die sich ernsthaft auf gesellschaftliche Veränderung durch Zuwanderung einlassen, zwei Positionen gegenüber:

- die Position, die Vielfalt und Differenz als respektiertes kreatives veränderndes Moment achtet und eben die Differenzen auch in ihrer Schärfe zur Sprache bringen will,
- und
- die Position derjenigen, die gesellschaftliche und damit auch kulturelle Zukunft in der Transkulturalität sehen, die nicht nur ein „Einschmelzen“ der verschiedenen Traditionen, Positionen, Erfahrungen, Werte beinhaltet, sondern die etwas Neues gebiert.

Diese Gegenüberstellung ist keineswegs eine Streitigkeit um Kaisers Bart oder rein wissenschaftliche Systematisierung, sondern sie hat sehr deutliche konkrete Konsequenzen in der Ausarbeitung von politischen und kulturpolitischen und -praktischen Strategien.

Diversity--Strategie:

Vielfalt und Differenz als respektiertes kreatives, veränderndes Moment achten und eben auch die Differenzen in ihrer Schärfe zur Sprache bringen

Eine kulturelle Praxis, die ihre Zukunftspotenziale im Bewahren, Qualifizieren, Transzendieren von Eigenarten des Anderen, Fremden sieht und Lust und Innovation aus der Vielfalt der Weltkulturen repräsentierenden differenten Kulturen zieht, wird in ihrer Präsentations- und in ihrer Kulturförderpraxis auch genau darauf Wert legen. Nicht ganz weit weg von „Orientalismus“-verdächtigem Exotismus und seiner Fremdheitsfestschreibung, aber keineswegs automatisch in dessen Fallen laufend, wird eine auf Achtung der Diversity fußende kulturelle Praxis Wert auf eben die Differenz legen und diese vermitteln, im Museum wie im Konzert, in Produktion und Rezeption. In der hieraus abgeleiteten Kulturförderung wird das Prinzip der Communities als Form ethnisch-kultureller Selbstorganisation ernst genommen: In Communities finden sich Menschen zusammen, die ihre gesellschaftlichen Konventionen und Erfahrungen, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Kulturtraditionen, ggf. ihre Religion so wertschätzen, dass sie sich im Migrationsland immer wieder dieser gemeinsamen Traditionen vergewissern wollen. Oft liegen diesem Bedürfnis Erfahrungen von Exklusion, Einsamkeit oder Xenophobie zugrunde, oft erwacht auch in der 2. oder 3. Migrantengeneration das Bedürfnis nach Erforschung (fremd gewordener) familiärer, ethnischer oder kulturellen Wurzeln. Diese Community-Bedürfnisse können im schwierigsten Fall zu die vorgefundene neue Gesellschaft ausgrenzenden Einbunkerungsmentalitäten und zu Getto-Verhalten führen, in den häufigeren Fällen sind sie eine zeitweise Heimstatt – am Sonntag im vertrauten Gottesdienst, in der Männergesellschaft der Moscheen, beim Feiern traditioneller Feste, als Möglichkeit, den Kindern auch die Sprache der Herkunft oder die Musik (Koreaner!) beizubringen. Oft sind diese Bedürfnisse auch in unterschiedlichen Lebensabschnitten unterschiedlich stark relevant.²²

Sehen wir Sinn in diesem Rückversicherungsbedürfnis in eigenen Traditionen, so werden wir dieses auch unterstützen: Ein Förderantrag, der der musikalischen Gestaltung eines New Roz-Festes dient, die Pflege von Kostümen einer Tanzgruppe, die Veranstaltung einer nationalen Filmwoche, Autorenlesungen muttersprachlicher Schriftsteller – viele Formen der Unterstützung sind denkbar; allerdings für mich jeweils unter der Voraussetzung, dass die Veranstaltungen nicht im „closed shop“ eines selbsterrichteten Gettos stattfinden und Möglichkeiten der Begegnung gewährleistet sind. Weitere Bedingung: Qualifizierungs- und Entwicklungspotenzial sollte erkennbar sein – und dieses wäre dann auch zu unterstützen. In der Praxis schwierig ist es oft mit und für Communities aus dem arabisch-islamischen Kontext, stehen sie doch – zumindest in Deutschland – allzu schnell unter dem Generalverdacht des Fundamentalismus und der Terrorismuskontakte. In einer großen Studie hat die Politikwissenschaftlerin Naika Foroutan von der Humboldt-

²² Die kanadische Gesellschaft spiegelt diese partielle Rückbindung an die Herkunft und zugleich die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen bis heute bilderbuchmäßig wider.

Universität diese Haltung nachgewiesen und als tatsächliches Integrationshemmnis identifiziert.²³

Die Aktivisten dieser Community-Inseln, die oft großartige Arbeit für ihre Ko-Patrioten leisten und die durchaus in der Lage sind, Kommunikationsnetzwerke über kommunale oder regionale Landschaften zu spannen und die meist die Partner für „Migrationsbeiräte“ o.ä. sind, dienen letztendlich dem Erhalt von Differenzierungen. Der sogenannte „interkulturelle Dialog“, der ja auf dem „zur Sprache bringen“ von Differenz basiert, kann Ausgrenzung bestärken, weil er ja das „Andere“ zum Ausgangspunkt nimmt und zur Aufgabe erwählt hat. Gegner dieser Community-Orientierung und -praxis werfen ihr „Reethnisierung“ vor, weil sie Menschen im Migrationskontext davon abhalte, sich in das Abenteuer des Neuen zu stürzen. Letztendlich war dies ein entscheidender Ausgangspunkt der Entwicklung des „postmigrantischen Theaters“, in dem kulturelle Herkünfte und Prägungen außer Acht gelassen werden sollten und auf die Power und Kreativität der Persönlichkeiten gesetzt werden sollte, so wie diese in einer gegenwärtigen bunten Gesellschaft aufgewachsen und geprägt waren. Diese Akzentuierung war ein wichtiger Impuls insbesondere für die Theaterszene²⁴ und ein Schritt zur Realisierung des Eigenwillens. Das prinzipielle Außer-acht-lassen der kulturellen Prägungen der Herkünfte ist jedoch von der Praxis insofern überholt, als diese selbstverständlich in das Hier und Heute des Lebens hineinreichen und jeden Menschen auf ihre Weise prägen, auch wenn er weit weg von Community-Sehnsüchten lebt.

Transkulturalität: Konstituierung einer neuen Lebenswelt

Setzt das eben beschriebene Modell auf interkulturelle Kommunikation unter Beachtung der Grenzen zwischen einzelnen kulturellen Gruppierungen, um im gemeinsamen Diskurs zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft zu kommen, so weist das Konzept der Transkulturalität auf die Überlebtheit hin, von in sich homogenen unterschiedlichen Kulturen auszugehen. „Die Kulturen haben de facto nicht mehr die unterstellte Form der Homogenität und Separiertheit“, stellt der Gesellschaftswissenschaftler Wolfgang Welsch fest, der die Theorie der Transkulturalität als die der globalen Weltbewegungen angemessene entwickelt hat.²⁵ Sie geht von umfassender Offenheit der möglichen kulturellen Sphären untereinander aus, die nicht ab- oder ausgrenzen, sondern eine Vielfalt individueller Lebensformen zulassen, deren Ideal Verflechtung, Durchmischung und Gemeinsamkeit ist.

Der Bildungsforscher Asit Datta formuliert dies so: „Transkulturalität ist... eine weiterführende Perspektive, da sie... über den traditionellen Kulturbegriff hinaus- und

²³ Naika Foroutan: Muslimbilder in Deutschland. Wahrnehmungen und Ausgrenzungen in der Integrationsdebatte (2012). In der Reihe: WISO der Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin.

²⁴ Vorangetrieben und formuliert insbesondere im Team des HAU in Berlin um Matthias Lilienthal und von Shermin Langhoff weiterentwickelt im Ballhaus Naunynstraße, Berlin-Kreuzberg

²⁵ Wolfgang Welsch (Magdeburg/Stanford): Transkulturalität. Zur veränderten Verfasstheit heutiger Kulturen (1995), S. 2. http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf. Letzter Aufruf: 24.7. 2013

durch die traditionellen Kulturgrenzen wie selbstverständlich hindurchgeht...Auf der Mikroebene von Individuen bedeutet Transkulturalität, dass die individuelle Entwicklung durch mehrere kulturelle Herkunft und Verbindungen in Richtung auf eine interne Pluralität beeinflusst ist... Aufgabe des Subjekts ist es dann, seine Identität auszuhandeln, Kultur subjektiv zu konstruieren.“²⁶

Es geht hier nicht mehr um das „Zwischen den Stühlen sitzen“, wie lange die Situation gerade der zweiten Migrantengeneration beschrieben wurde, sondern um eine neue Lebenswelt. Konkrete Manifestation dieser Theorie und der Bemühung um transkulturelle Identitätsfindung ist für mich eine größer werdende Gruppe junger, vorwiegend islamischer junger Intellektueller, die sich „Neue Deutsche“ nennen oder sich zu „Deutsch plus“ zusammengeschlossen haben und die mit großem Selbstbewusstsein ihre interkulturelle Kompetenz und ihre Erfahrungen des Lebens in mehreren Kulturen als wichtige Bereicherung des Deutschseins einbringen.²⁷

An diesem Prozess zur Transkulturalität sind alle beteiligt, er prägt und verändert die gesamte Gesellschaft. Das dominante „ihr“ und „wir“ als Gegenüberstellung wird abgelöst von einem „Wir“, das nicht mehr fragt: „Woher kommst du?“. Es geht nicht mehr um mehr oder weniger uniforme ethnisch-kulturelle Gruppen, wie sie sich etwa noch in den tradierten Communities formiert haben, sondern im Mittelpunkt steht das Individuum, das seine Patchwork-Identitätsfindung in diesem riesigen Netz der Normen, Kulturen, und Ethnien vollzieht: „Aus den separaten Einzelkulturen des klassischen Kulturbegriffs (...entsteht...) keine Globalkultur, keine uniforme Weltkultur, sondern Individuen und Gesellschaften, die transkulturelle Elemente in sich tragen. Die Kombination von verschiedenen vertikalen und horizontalen Elementen verschiedener Herkunft macht so jedes Individuum transkulturell“²⁸ – so differenziert Wikipedia gegenüber multikultureller Weltkultur. Oder, wie es die Frauenrechtlerin und Gesellschaftspolitikerin Seyran Ates formuliert: „Die multikulturelle Werte-Orientierung ist darauf ausgerichtet, dass Kulturen sich nicht überschneiden, begegnen, berühren. Eine transkulturelle Identität lebt davon, dass Kulturen Schnittstellen haben und aus verschiedenen Kulturen Gemeinsames und Neues entsteht. Kurz: Im Multi-Kulturalismus wird die Differenz gefeiert. Im Trans-Kulturalismus wird nicht die Differenz gefeiert, sondern die Vereinigung verschiedener kultureller Identitäten in einer Person.“²⁹

Julia Kristeva, die große europäische Sprach- und Kulturphilosophin, sieht die Menschen des zukünftigen Europas als „mehrsprachige, kaleidoskopische Individuen“. Schon heute sei es für viele junge Menschen selbstverständlich, viele Sprachen zu sprechen und sich jenseits klarer Grenzen zu bewegen.³⁰ In Zeiten globaler Migration dürfte diese Prognose weit über Europa hinaus gelten, mit entsprechender Vervielfachung der Kaleidoskop-Facetten.

²⁶ Asit Datta: Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion. Frankfurt (2010), S. 157

²⁷ Vgl. www.heyamat.hu-berlin.de/neue_deutsche/ www.deutsch-plus.de. Letzter Aufruf: 25.7.2013

²⁸ <http://de.wikipedia.org/wiki/Transkulturalit%C3%A4t>, letzter Aufruf am 3.6.2013

²⁹ Publik-Forum, Zeitung kritischer Christen, Oberursel, Ausgabe 3/2008

³⁰ <http://www.tagesspiegel.de/wissen/vortrag-liebe-zum-fragezeichen/3924506.html> (letzter Aufruf am 3.6.2013)

Der Dritte Raum im Spannungsfeld zwischen *Identität* und *Differenz* (Homi Bhabha)

Wenn wir diese Möglichkeit und Perspektive der Transkulturalität akzeptieren, so akzeptieren wir damit auch die Notwendigkeit von Räumen und Foren, in und auf denen sie erprobt werden und sich entfalten können. Die Erfahrung von kulturellen Differenzen löst sich in Patchwork-Identitäten³¹ auf, die, je vielfältiger und gravierender diese Brüche sind, umso bunter und vielfältiger sein werden. Ein Gelingen dieses komplizierten Weges ist nicht zuletzt abhängig vom erfolgreichen Einsatz um „Zugehörigkeit und Ausschluss“ und um Anerkennung als Voraussetzung von Lebenssouveränität. Hier setzt eine mögliche aktive Rolle von Kulturarbeit und Kulturpolitik ein: eben die Schaffung von Foren und Räumen, mit und in denen wir teilhaben wollen an der „fragilen Politik der Anerkennung des Anderen“, wie dies der amerikanische Philosoph und Kulturwissenschaftler Homi Bhabha, indisch-parsischer Herkunft, einer der Theoretiker des Postkolonialismus entwickelt hat. Bhabha sieht einen **dritten Raum (third space)**, der im Spannungsfeld zwischen *Identität* und *Differenz* entsteht, und beschreibt das Bild eines Ortes, an dem sich *Differenzen* ohne Hierarchisierung treffen:

„Das Treppenhaus als Schwellenraum zwischen den Identitätsbestimmungen wird zum Prozess symbolischer Interaktion, zum Verbindungsgefüge, das den Unterschied zwischen Oben und Unten, Schwarz und Weiß konstituiert. Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet, verhindern, dass sich Identitäten an seinem oberen und unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene Hierarchie gibt.“³²

Die Patchwork--Persönlichkeiten, die kaleidoskopischen Individuen, die hierarchiefreie Möglichkeit der Entwicklung eines Neuen, die kulturelle Hybridität: Diese zum Teil bereits sich realisierende Visionen deuten ein weites Feld für künstlerische Aktionen und vor allem für die Schaffung von Rahmenbedingungen an, die diese Visionen in der konkreten gesellschaftlichen Realität verorten – sofern und soweit wir sie zulassen wollen. Der immaterielle „Dritte Raum“, der in der Interaktion und Kommunikation zwischen Menschen entsteht, bedarf des Schutzes und der Pflege, um sich entfalten und stabilisieren zu können. Im Umfeld der Kultur und der Künste bestehen mehr Möglichkeiten der Freiheit und des Experiments als in anderen Lebens- und Produktionsbereichen, zumal uns die Zweckfreiheit der Künste eine (ideologiegeschichtlich abgesicherte) Herzensangelegenheit ist.

³¹ Keupp, Heiner u.a. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg: rowohlt

³² Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg, S. 5

Wir verfügen über die Setzungen der Rahmenbedingungen, Innovation entstehen und Neues wachsen zu lassen – und über die schwer beweglichen Strukturen, dieses zu verhindern. Nicht Kulturpolitik, nicht die Kulturinstitutionen generieren das Neue – das sind die künstlerischen Kräfte –; aber jene können durch Absicherung und Förderung von Experimenten und Prozessen einwirken und sie tragen dafür Verantwortung, dass „Treppenhäuser“ im Sinne Bhabhas ihre Räume und Zuständigkeiten durchdringen. Die Bereitstellung von hierarchiefreien, offenen und geschützten Orten – konzeptioneller, gedanklicher, künstlerischer, real gebauter Art – ist Konsequenz dieser Haltung und für mich entscheidender Kern eines neuen Infrastrukturdenkens für den kulturellen Sektor: Höher, schneller, weiter, prächtiger – dies kann nicht die Zukunftsvision von verantwortlichen Kulturmanagern und -politikern sein; die Offenheit und die Bereitschaft, diese Räume zu öffnen, loszulassen, abzugeben, sie mit verbindenden und sichernden Netzen und mit „Treppenhäusern“ durchwirken zu lassen, scheint mir wesentlich bedeutsamer. Manchmal müssen reale Räume sogar abgerissen werden, weil sie Neues blockieren.

Von der schwierigen Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Ich habe versucht, zwei verschiedene Modelle vorzustellen, die aus unterschiedlichen gesellschaftstheoretischen und, in Folge, politischen Analysen und Visionen hervorgegangen sind, und die auch sehr unterschiedliche Modelle von Kulturpolitik zur Konsequenz haben. Erkenntnis von **Transkulturalität und kultureller Hybridität** als offenes Modell, von fern erinnernd an chemische Diffusionsprozesse, grenzt sich deutlich von ab von einem **Diversity-Modell**, in dessen Zentrum die Achtung der Vielfalt und der Differenz steht, und in der die Akzentuierung von Fremdheiten und deren Sich-aneinander-Reiben wesentliche Produktivkraft für Innovation ist.

Nun kommt für mich die Stunde der Wahrheit:

Ich weigere mich, zu entscheiden, welches der beiden Modelle als Basis für interkulturelle Öffnung vorzuziehen ist, wenn ich unsere konkreten Kulturlandschaften vor Augen habe – in Berlin wie in Basel.

Sicher ist die Perspektive der Transkulturalität die zukunftsfähigere und -weisende, und ich bin sicher, dass sie die Philosophie und Realität einer globalen Weltkulturlandschaft abbildet.

Und dennoch plädiere ich für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und für die Quadratur des Kreises: In meiner eigenen Praxis als Kulturmanagerin und Kulturpolitikerin habe ich die Erfahrung gemacht – machen müssen –, dass wir noch weit von hierarchiefreien Räumen entfernt sind, die – Chancengleichheit und

Teilhabegerechtigkeit garantierend – von Menschen – gleichgültig welcher Prägung, welcher gesellschaftlichen Position, welcher sozialen Möglichkeiten – chancengleich betreten und genutzt werden können. Auch transkulturelle Räume und kulturelle Hybridität setzen Respekt vor Andersartigkeit voraus. Und es sind noch nicht so viele Menschen, die, eigene Traditionen hinter sich lassend, diese Räume beanspruchen und in ihnen agieren wollen.

Die Gesellschaft ist in Bewegung, auch in einer Bewegung der Generationen: Junge Menschen, die im Patchwork ihrer Umgebung aufgewachsen sind, Menschen, die aus beruflichen Gründen oder weil sie die Neugier trieb – und das sind sehr viele Künstler – über interkulturelle Kompetenz verfügen, bewegen sich schon im „Treppenhaus“, andere Menschen, ältere, sozial und/oder in ihren Bildungsmöglichkeiten begrenzt, die in ihrer kulturellen Identität am Eigenen klammern (z.B. aus Lokalpatriotismus, mangelnder Erfahrung oder extrem konservativem Bildungshorizont), weil sie Sorge um dessen Verlust haben oder weil sie, durch Migration gezwungen, das Eigene verloren oder gefährdet sehen, weil sie flüchten mussten und eine Rückkehr zum Früher ständig im Herzen tragen: In der Arbeit mit ihnen das Eigene und das Fremde zu achten, zu hinterfragen und zu konfrontieren ist für mich immer noch eine der möglichen richtigen Strategien der Kulturpolitik – dabei aber das hierarchiefreie, immer wieder neu zu konstruierende Treppenhaus im Sinne habend und die immer wieder sichtbar werdenden Widersprüche wahrnehmend. Es liegt in der Verantwortung der Kulturpolitik, für welche Strategie in welcher Situation man sich entscheidet, will man der globalisierten, internationalisierten Gesellschaft einer Super--Diversity³³ und zugleich der Humanität angemessen agieren: Immer aber sind Teilhabegerechtigkeit und Respekt die entscheidenden Voraussetzungen.

Lassen Sie mich schließen mit einem Gedanken von Julia Kristeva:

„Paradoxe Gemeinschaft ist im Entstehen, eine Gemeinschaft von Fremden, die einander in dem Maße akzeptieren, wie sie sich selbst als Fremde erkennen.“³⁴

Vortrag im Rahmen der Arbeitstagung „Basel – Interkulturell“ am 19. Juni 2013

Veröffentlicht in: Dokumentation „Basel – Interkulturell“, hrg. Abteilung Kultur des Kantons Basel - Stadt

³³ Vgl. Steven Vertovec, Max Planck Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, Göttingen

³⁴ Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt: Suhrkamp 1990, S. 213